

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

29]

Roman von M. E. delle Grazie.

„Wia's moant's!“ murmelte Rosala leise. Ein Schatten glitt über ihr Antlitz. Das war freilich „so a Soch!“ Aber sie wollte sich nicht wieder zurechtweisen lassen.

Eine Weile blieb es still zwischen den beiden. Die Alte stößte im Butterfaß herum — Rosala zog einige Töpfe näher an das Herdfeuer. Das Futter für das Vieh wollte auch noch gekocht sein.

Draußen krächten die Gähne straßauf, straßab, von Hof zu Hof. Hell und sonnig stand der Mittag über den Dächern. „Wos mi dös Kra'h'n heunt schon gift't,“ brach Rosala plötzlich los.

„Dös is do no nia anders g'west!“ lachte die Alte mit einem befremdeten Aufblick.

Das Mädchen stierte gerade im Feuer herum, und während es den Schürhaken eine Weile drin stecken ließ, meinte es kopfschüttelnd: „'s woah, ober . . . 's kommt m'r eben oll's anders für heunt!“

„Weil holt enker Boda nit dahoam is.“

„Konn jan.“

Eben daran, den schweren Topf mit dem Trank an die Flamme zu schieben, sprang Rosala plötzlich mit wildem Schrei zurück. „Jefas — Maria! . . .“

„Wos host denn?“ wollte die Alte fragen, da sah sie es selbst. Eine mächtige Flamme stieg kerzengerade in die Höhe, blieb einen Augenblick stehen und fiel mit einem leisen Gezeich in sich zusammen. Aus dem Schlot aber klagte ein wunderlicher Ton nach — fremd, grauig, todtraurig.

„Der Wind hot umg'schlog'n,“ sagte die Alte ruhig; aber eine Weile war es ihr doch ganz seltsam zu Mute gewesen. Und bevor die Rosala noch zu einer Antwort kam, hörte man von draußen wieder das Geheul des Hundes.

„Heunt hot er sein Fuada schon!“ sprach das Mädchen. Und sie sprach es leise, wie mit einem Schauer.

Eine Stunde verging — eine zweite folgte. Was in der Küche zu waschen und zu reiben war, stand blißblank an seinem Ort. Auch Rosals Butter lag schon eine Weile als schön geformter „Striezl“ im Wasser. Nun schickte sie sich an, damit in den Keller zu gehen.

„Wo host denn 'n Knecht heunt hing'schickt?“ fragte sie, schon unter der Tür.

„Auf's Krohnaderl,“ antwortete die Rosala. Sie hatte sich an den Küchentisch für ein halbes Stündchen niedergesetzt und betete langsam ihren Rosenkranz ab.

„Und die Dirn'?“

„In's Großgartl; Fuada hol'n.“

Kesl zögerte eine Weile, aber — endlich mußte es doch heraus. „Jo, wos i no sog'n wollt? . . . kumt'it leicht do a Sprüngerl zu der Pöllner Wasl übrimoch'n und frog'n, ob d' Kathl schon dahoam is?“

„Zeit war's!“ gab Rosala mit einer gewissen Bitterkeit zurück. Und was sie bisher noch nie getan hatte, sie ließ den Rosenkranz auf dem Küchentisch liegen, als wär's eine Gabel oder sonst ein gewöhnlicher Gegenstand. Solche Eile hatte sie mit dem Fragen! Freilich — wenn die Alte in ihr eigenes Herz hineinlauschte. . . .

Aber dazu war die Kesl immer zu resolut gewesen. Das waren „Mud'n“, wie sie noch heute in ihrem breiten Niederösterreichisch zu sagen pflegte. Und „Mud'n“ durfte man nicht aufkommen lassen! Und da fiel ihr grad noch etwa ein: „Blaufsch nit mehr d'rent'n, ols nötig is, hörst?“ rief sie der Rosala nach. Dann stieg sie mit ihrer Butter in den Keller hinab.

Als sie die schwere Tür öffnete, fuhr ihr etwas Pfandendes entgegen. . . Mauntsch, der Kater, den eine Magd, wahrscheinlich achtlos, eingeschlossen hatte.

„Wieg — Wieg!“ lockte sie. Er hatte ja noch nicht einmal seine Frühstücksmilch, der arme Kerl! Aber das Tier warf ihr einen scheuen Blick zu und setzte mit einem Sprung über des Nachbars Baun.

„Die Rosala hot Recht; heunt is richti oll's anders!“ dachte die Alte mit einem Seufzer.

Als sie aus dem Keller kam, setzte sie sich an Rosalas Platz und nahm für sie den Rosenkranz zur Hand. Eine ganz bage, ganz fremde Angst begann allmählich auch in ihrer Seele laut zu werden. Aber ihrer im Grunde fröhlichen Natur lag nichts ferner als ein Hineinlauschen in die eigenen Gedanken. Kam dergleichen an sie heran, griff sie sofort nach dem Gebetbuch oder dem Rosenkranz. Dafür waren die beiden ja hier und der liebe Gott dazu, daß man „alles ihm überlassen konnte“. Und weil es der Kesl bis heute gelungen, sich die schwersten Augenblicke ihres Lebens wegzubeten, sah sie nicht ein, weshalb sie sich diesmal ihre „Gedanken machen“ sollte. Gezieh'n konnte ja der Annaliese nichts sein. Und wer weiß, ob die anderen schon daheim waren? Kümmel und Menthe blühten oft sehr reich und die Ledung war groß. Freilich, wenn sie der Schweighütte gedachte. . . . Aber so oft sie dazu kam, kniff sie die Augen ein und betete ihr „Gegrüßet sei'st du“ ganz laut in die Stille hinein. So blieb auch in ihr alles hübsch still.

Draußen fiel die Haustür ins Schloß; etwas lauter als sonst. . . . gleich darauf glitten eilige Schritte heran.

„Muida!“

„Jo —?“

Es war die Rosala. Aber sie war so blaß und ihre Augen starrten mit dem Ausdruck eines solchen Entsetzens über die Mutter hinweg und in etwas hinein, das sich die Alte nicht vorstellen konnte, daß es ihr fast die Rede verschlug.

„No — wos — wos red'st denn nit?“ fragte sie betroffen.

Die Rosala starrte noch immer nach derselben Stelle in der Herdede und plötzlich entsann sich die Alte, daß ja dort die großmächtige Flamme in die Höhe gefahren war und so seltsam eine ganze Weile stillgestanden hatte. Und die Angst, die sie bis jetzt mit ihrem Gebete niedergeschlagen, froh ihr wieder ordentlich fühlbar durch den Leib und gab ihrer Stimme etwas von dem weinerlichen Ton eines furchtsamen Kindes.

„So red' do — red'!“ drängte sie.

„Ojo,“ brachte das Mädchen endlich keuchend hervor — „seit zwoca Stund'n jan f' schon dahoam.“

„Dile —?“

„Dile,“ nickte die Rosala verstört.

„No und — und unser' Annalies'?“

„Dö hoben f' nit amol a' jeh'n,“ stieß Rosala mühsam hervor. Und sie schloß die Augen, während sie es sagte, als wolle auch sie nun nichts mehr seh'n; um keinen Preis in der Welt.

„Jo wo — wo war f' denn hinkämma?“ schrie die Alte auf, laut, selbstvergessen, mitten in das brütende Schweigen hinein, das plötzlich noch einmal so schwer über dem ganzen Haus zu lasten schien.

Das Mädchen fuhr zusammen. „Seids stad um God's-will'n,“ bat sie mit einem scheuen Blick in den Hof hinaus. „Doh enk neamd hört!“

„Jo ober — ober, wo muah do hinkämma jan, mein Diserl!“ Sie brach in Tränen aus. „Und nimmerächt (nirgend's) war a Spur von ihr g'west?“ jammerte sie händeringend. „Ober dös konn jo nit jan! Sie hot do . . . extra hot f' ihr' Schwinga no mita'nomma.“

Rosala kämpfte noch immer mit sich selbst. Die Alte merkte, daß etwas in ihrer Brust arbeitete, sich auf ihre Lippen drängen wollte — ein Schrei, ein Wort vielleicht. . . . Aber — „Mein God, die Rosala,“ dachte die Alte, einen Augenblick wieder ruhiger, „die siacht jo oll's onderächt! Muah holt i irzt die G'scheitere sein. . . .“ Und während sie an das Mädchen herantrat, sprach sie gefast: „Do sollt m'r ober g'rod ein: wonn der Grof am End' von der onder'n Seit'n hoam war' und sie hätt'n zeb'n nochimilass'n?“

„D'r Grof is,“ durch die Lokva hoam, schon um neune,“ murmelte Rosala, ohne sie anzuseh'n.

„Wer hot 's denn g'sogt?“

„Die Kathl, sie hot'n selber g'jeh'n.“

Der Alten wich das Blut aus dem Antlitz. . . . „Jo nocher — woah i wirkli nit. . . .“

Da schluchzte Rosala auf — laut, frampfhaft. . . . Und während sie sich auf die Bank warf und das Haupt auf die

weit über den Tisch gestreckten Arme fallen ließ, rief sie vorwurfsvoll: „I hob'n ent's a' jogt, Muida . . . i hob ent's a' jogt!“

„Wos hättst m'r g'jogt?“ fuhr die Alte auf. So groß auch ihr Schmerz war und ihre Angst, eines hatte sie ihr Leben nicht vertragen, die Möglichkeit, daß sie — an irgendetwas schuld sein könne! Obwohl bis heute alles nach ihrem Willen geschah'n war und Mann und Kind und Gesinde an ihrer Seite ging. Allerdings hatten auch weder Mann, noch Kind, noch Gesinde es bis heute gewagt, ihr eine Anklage ins Gesicht zu werfen.

Nun tat es die Rosala.

„Wos d' m'r g'jogt host, möcht' i wiß'n!“ schrie Resl immer erregter. Fast wurde ihr leichter dabei. Wie früher das Gebet, drängte nun der Zorn die Angst zurück, die wie ein großer, schwarzer Vogel so lang in ihrer Seele gehockt war und nun langsam, langsam die dunklen Flügel entfaltete.

Aber Rosala ließ sich nicht mehr einschüchtern. „Des wißt's recht guat!“ rief sie zurück. Und während sie für einen Augenblick das von Tränen überströmende Antlitz emporhob, setzte sie hinzu: „Gätt's ös 'n Boda nit in die Soch' einig'hest, war d'r Boda und die Annalies' dahoam.“

„Im Arrest war' er, enter Boda!“

„No und wo is 'r denn irkt?“

„So sol!“ Die Bäuerin begann zu schluden. In dem Punkt hatte die Rosala wirklich recht. Was sie hintertreiben wollte, war dennoch geschehen. Und nun kam die Annaliese auch nicht heim! Rosalas Anklage aber hatte sie sehr wohl verstanden; besser, als ihr lieb war. Aber eine Antwort mußte sie doch geben. Schon um sich selbst die Angst von der Seele zu reden.

„Du hörst jo, daß d'r Grof schon um neune furt is!“

„Dös is oll's oans, wonn er furt is!“ erwiderte das Mädchen heftig. „I'weg'nwe ober unser Annalies' schon um fünfe zur Klabung b'stell'n und die ondern erscht um ochte nachschick'n . . . Dös möcht' i wissen!“

Wie vor die Brust gestoßen, wich die Alte plötzlich zurück, jappte nach Lust und nach Worten. Aber schon fand ihr sorgloser Sinn einen neuen Ausweg. Und während sie sich mit dem Zeigefinger auf die Stirn tippte, rief sie in einer Art verzweifelter Heiterkeit: „Ober Du dollste Gredl Du! Sie hot do mit'n Grof'n red'n woll'n. Und wonn i' n nit beim Fruahstuck hot störn woll'n und nit in die Schweighütt'n einageh'n, no —“

„No?“ höhnte Rosala, „wos nocher?“

„Bist Du ober dollst! Do hot sie 's do so einricht'n müass'n, daß 'n unterwegs derwicht.“

„Und i'weg'nwe hot ja si' denn beim Klab'n mit zoagt?“ hielt ihr Rosala schlagfertig entgegen.

„Dös wird i' uns scho selber sog'n, wonn i' kimmt!“

„Wonn i' kimmt!“ wollte Rosala bitter erwidern, hielt aber sofort ein. Mein Gott, was war ihr da durch den Sinn gefahren! Kommen mußte sie ja doch, die Annaliese! Und schließlich . . . sie sprang auf. „So wird's san.“ rief sie, während ein jäher Hoffnungsstrahl über ihr tränengerötetes Antlitz hinzuckte. „Sie wird mit eahm a'redt hob'n und nachher hot ja si' leicht g'schamt, daß die ondern als erite zeb'n find'n. Do wird ja si' leicht wo versteckt hob'n, bis i' wieder furt san. Und irkt klabt's alloan weiter. Soambringa muas jo do a wos!“

„Sirt 's!“ lächelte Resl, wie erlöst. „Und irkt trink' Dein' Buttermilch —“

Rosala schüttelte den Kopf und erhob sich. „Ober nachschau'n möcht' i do!“

„Auf d' Dedung möcht' it renna, irkt?“

„Weg'n wos denn nit?“ gab die Rosala resolut zurück. „Gost recht.“ meinte Resl nach einer Weile. Und fast kläglich setzte sie hinzu: „Bleib' i wieder amol gonz alloan dahoam!“

Aber die Rosala ging.

(Fortsetzung folgt.)

(nachdem verboten.)

Die Meisterin.

Von August Friedrich Krause.

Die beiden Männer grinsten heftiger, als wenn sie manches wüßten, was die Kranke nicht wußte, als wenn sie sagen wollten: laß nur aufschreiben, wer Dein Geld kriegen soll, der Paul heiratet die Grete doch, der Schuster hat's schon überall gesagt.

Auf verschiedene Vorschläge des Justizrats entschloß die Kranke sich, das Geld alsdann der Kirche zu vererben, und befriedigt drehten die beiden Bauern, die auf ihren vorgestreckten Bäuchlein die Hände gefaltet hielten, als säßen sie in der Kirche, die Daumen nach vorn und dann zurück.

Als die Zeugen fort waren und auch der Schreiber die Stube schon verlassen hatte, hielt die Kranke den Justizrat noch mit einer Frage zurück: ob der Paul, der doch ihr einziger Sohn sei, zu den Soldaten müsse.

„Zu was od'!“ lachte der Rat grimmig. „Den brauchen Sie nötiger wie's Vaterland. Das hat Kommisßbrotfresser genug!“

„Wenn ich aber sterbe?“

„Da is doch noch das Geschäft! Oder schrubben Ihre Sobel alleene, hä?“

Ein leiser Schimmer der Befriedigung flog über das Gesicht der Kranken.

„Wenn's jo weit is,“ erbot sich der Alte, „soll er zu mir kommen, ich wer' ihm die Eingabe machen!“

„Da könnt er also heiraten, na gell?“

Der alte Herr fuhr wie der Blitz herum, puterrot im Gesicht vor Zorn.

„Heiraten?“ kreischte er. „Heiraten? Der Grünshnabel!“

„Ich lann nich warten, bis er älter wird!“ erklärte die Frau ernst.

„Müssen Sie partout noch Entkinder wiegen, eh Sie in die Grube fahren?“

Frau Rother lächelte schwer:

„Ich erleb' auch die Huzt nich mehr. Aber der Paul brauch't'n Galt, sonst wird er wie sein Vater! Und deswegen muß ich'm erst eine Frau geben, eh ich sterbe!“

Sie sagte das ruhig; aber in ihrem Ton war etwas, das dem alten Potterer zum Herzen sprach. Er kannte die Familiengeschichten des ganzen Kreises und wußte auch, in großen Umrissen wenigstens, was diese Frau Schmerz durchlebt hatte.

Begütigend klopfte er ihr auf die Schultern:

„Sie haben recht, lassen Sie'n heiraten. Dem wird's gut tun. Und verbreiten kann's ihm kein Renjch!“

Damit schlüpfte er in seinen großen Pelz, nahm Stock und Hut und trappelte, den Oberkörper weit nach vorn gebeugt, zur Stube hinaus.

Frau Rother aber atmete auf: nun wußte sie, daß ihrem Plane nichts mehr im Wege stand.

Am nächsten Tage stand sie auf und kleidete sich an.

„Ich hab'n Gang!“ erklärte sie dem verwundert dreinschauenden Paul.

„Soll ich mit Dir geh'n, hä?“ fragte er besorgt.

„Nee, nee, nee,“ wehrte sie, „das muß ich alleene besorgen.“

Ueber Nacht war Schnee gefallen, und der hatte das weiße Feiertagskleid, das die Erde in den Weihnachtstagen sich ein wenig beschmückt, wieder aufgesprüht. Mit weißer Dede friedlich zugedeckt lagen die Gärten und Felder, und die Bäume standen darin mit weißer Schneelast und an der Wetterseite weiß angeweht, als wären sie aus Silber getrieben. Aber schon war ein neidischer Wind in den Zweigen, der nahm ihnen Stücklein um Stücklein den zarten Schmutz wieder ab. Die Straßen hatten wieder frische, saubere Gleise, meist von Schlittenkufen, und den Häusern und Häusern auch den armseligsten und verfallendsten, waren schimmernde Mäntel umgeben. Jeder Zaunpfahl, jede Staketenslatte sah mit seinem Mählein aus seiner weichen Wolle kokelt in den sonnigen Wintertag wie ein Kindlein, das in neuem Kleide sich ziert.

Durch den weichen Schnee stapfte Frau Rother, auf einen Stock sich stützend, und nur wenige konnten der Harten anmerken, daß sie den Tod im Herzen trug; nur ein bißchen gebückt war die hohe, hagere Gestalt und langsamer als sonst, nicht mehr so rasch und hart waren ihre Bewegungen.

Sie wurde selten angesprochen auf ihrem Wege; mit wenigen im Dorf war sie näher bekannt, mit niemand befreundet; und doch erregte sie überall mehr Aufsehen als sonst jemand. In allen Häusern fuhren Köpfe an die Fenster und neugierige Augen schauten ihr nach so weit sie zu sehen war. Wo auch nur zwei Weiber beisammen waren, erhob sich ein lebhafter Disput über das Wohin und Warum dieses Ganges einer Todkranken, der man schon das Grab bestellen konnte.

Niemand aber erriet, wohin sie ihre Schritte lenkte.

Als die alte Krims-Bäuerin, die ein Schlaganfall rechtsseitig gelähmt und an den Krankenstuhl gefesselt hatte, die Frau in ihren Hof einbiegen und an den Fenstern vorbeistapfen sah, schrie sie auf:

„Nee, nee, Ihr Leute, ich glaub gar, die Rother-Tischlern kommt zu uns! Jeses, jeses, nee, was könnt od' die wollen bei uns dohier!“

Iwar geriet die alte Frau seit ihrem Schlaganfall bei jeder Kleinigkeit gleich aus dem Häuschen, so rapsig aber hatte die Tochter, die am Ofen hanterte, sie schon lange nicht gesehen.

„Aber Rutter,“ versuchte sie zu beruhigen, „was wird sie wollen? Vielleicht a paar Schweinla bestellen uffs Frühjahr oder a paar junge Gansla.“

„Nee, nee,“ schüttelte die Erregte energisch den Kopf. „nee, nee! Wegen a'm Schweinla oder a paar Gansen stießt die nich vom Krankensette uhf und kommt zu uns. Das muß schon was andersch sein!“

Das Klappeln der Töpfe, die das Mädchen in der Ofenzöhre

hin und her schob, überlante ihre letzten Worte und auch ihr weiteres Gerede:

„Und wie's grade heute bei uns aussieht, nee, nee! Und die Nothern, die sieht all's, die sieht auch a jedes Stäubel.“

Unruhig tastete sie, so weit ihre gesunde Hand reichen konnte, als wollte sie schnell noch ein bißchen Ordnung machen, und dabei sah es so blühsauber in der Stube aus, daß auch die Feindsichte nichts gefunden haben würde, worüber sie hätte die Nase rümpfen dürfen.

Das wußte auch das Mädchen; mit einem zufriedenen Lächeln in dem von der Ofenwärme geröteten Gesicht überfah es die von hellem Schneeflicht bis in die hintersten Winkel erfüllte Stube. Die Dielen waren blühsanft, daß man hätte davon essen können, und mit feinem Silbersand bestreut, die Vorhänge an den Fenstern blühtenweiß, die Messinglinken gepußt, und auf den wenigen Möbeln: dem Tisch und den Fensterbänken, auf dem Schrank und dem Uhrkasten wäre auch nicht ein Stäubchen zu finden gewesen. Freilich fehlte dem Raum das Behagliche, etwas Nüchternes, Kahles war darüber gebreitet, aber davon merkte die Hausdchter nichts, weil dieselbe Nüchternheit auch in ihrem Wesen war.

Der Besuch hatte inzwischen vor dem Hause schon sich den Schnee von den Schuhen getreten und im Flur die Schuhe auf der Strohmatte sorglich gesäubert; nun klopfte er hart an die Tür.

„Herein!“ rief die Alte ein wenig zu früh und verriet damit der Eintretenden, daß ihr Kommen schon bemerkt worden war; trotzdem schlug die Bäuerin die Hände zusammen, sich wundernd: „Nee, nee, Ihr Leute! Das is ju gar a rarer Besuch!“

Knapp und ernst, wie das ihre Art war, grüßte die Meisterin erst die alte Frau, dann auch das Mädchen; als sie dessen Hand hielt, sah sie ihm einen Augenblick forschend in das Gesicht:

„Die Anna, na gell?“ fragte sie, und als die Dirne nickte, fügte sie noch hinzu: „A hübsches Mäd'el sind Sie geworden, seit ich Sie nich mehr gesehen hab!“

Flüchtiges Rot überhufschte die unregelmäßigen, stillen Züge des Mädchens und ließ die bräunlichen Sommerprossen, die in wenigen kleinen Trüppchen darüber verteilt waren, stärker hervortreten.

Dann wandte die Meisterin sich der Alten im Krankenstuhl zu: „Ich hätt' was zu reden mit Dir, Krimken, wenns Dir recht is!“

Die Anna verstand sie und ging zur Tür, wandte sich aber im Rahmen noch einmal nach der Koth-Tischlern um, und die Blicke der beiden begegneten sich. Die Frau merkte wohl den gespannt fragenden Ausdruck in den ernststen grauen Augen der Hausdchter; aber nichts in ihren ruhigen, festen Mienen antwortete dem Mädchen.

So hübsch wie die Grete ist sie nicht, dachte die Meisterin, indem sie in Gedanken den schlanken, sämmerglamen Leib der Schusterstochter mit der edigen Gestalt verglich, die eben hinausgegangen war, und die Gesichter der beiden sich vorstellte; aber es war etwas in den Augen und dem Wesen des Mädchens, das ihr gefiel.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte Tripolitaniens.

Von H. Singer.

Das Gebiet des heutigen Tripolitaniens rückt zur Zeit der phönizischen Koloniengründung in Nordafrika ins Licht der Geschichte. Etwa gleichzeitig mit Karthago oder noch früher, um das Jahr 1000 v. Chr., entstanden an der Küste zwischen Großer und Kleiner Syrte mehrere phönizische Handelsorte, von denen Bahat (Oea), Sabrata und Leptis die wichtigsten waren. Nach ihnen benannten die Griechen das Gebiet „Tripolis“, Dreistädte-land. Es bildete später den Osten des karthagischen Landesbesitzes. Wahrscheinlich bestanden schon in früher Karthagerzeit Handelsverbindungen quer durch die Sahara mit dem Sudan, dieselben Karawanenwege, die heute, wenn auch sehr verödet, von Tripolis über Murzul nach Kano, Bornu und Wodai führen; denn punische und andere Spuren des mittelländischen Kulturkreises sind im Sudan an verschiedenen Stellen nachgewiesen. Näheres wissen wir indessen nicht über diese weitreichenden Verbindungen: die Karthager waren als kluge Kaufleute nicht gerade mittelkam über die Quellen, aus denen ihr Wohlstand floß, und so kam es, daß die Kenntnis der griechischen und römischen Schriftsteller über das heutige Fessan, den Süden der türkischen Provinz Tripolitaniens, binnwärts kaum hinausreichten.

Nach dem zweiten punischen Kriege, 201 v. Chr., übergaben die Römer, Karthagos Besieger, diesen östlichen Teil des karthagischen Gebietes ihrem Bundesgenossen Masinissa, dem König Numidiens, der sich im Hinterlande der unter Karthagos Herrschaft stehenden Küsten ein großes Reich gegründet hatte. Er besaß nun auch die Küste mit Ausnahme der (ägyptischen) Cyrenaika. Aber das numidische Reich ging 46 v. Chr. mit der Schlacht von Thapsus zugrunde und der tripolitaniensche Teil wurde mit der römischen Provinz Afrika vereinigt. Das alte Bahat nannten die Römer Oea, es lag an der Stätte der heutigen Hauptstadt Tripolis. Kaiser Septimius Severus, selber ein Sohn der Provinz, erhob um 200 n. Chr. diesen Teil

Afrikas zur selbständigen Provincia Tripolitana. Römische Kultus nahm ihren Einzug, Straßen wurden gebaut, Ansiedlungen gegründet. Septimius Severus verlieh seiner Heimatprovinz italiisches Recht und manche andere Privilegien. Die Provinz lieferte dafür große Mengen Olivenöl nach Rom. Der Bodenaufbau stand in Blüte, die Fruchtbarkeit wurde durch künstliche Bewässerung gehoben. Den Ruinen römischer Bewässerungsanlagen, Ölpresen und Landhäuser begegnet man noch jetzt im Innern häufig. Zur Römerzeit kamen viele Juden nach Tripolitaniens. Ihre Nachkommen leben jetzt in den Städten, aber es gibt auch alte jüdische Kolonien auf dem Lande, so in den Gharianbergen, wo sie in Höhlen wohnen und unterirdische Synagogen haben. Ferner hatte das Christentum seinen Einzug gehalten; es blühte im ganzen römischen Nordafrika.

Mit dem Niedergang des römischen Reiches hielt der Fall Tripolitaniens gleichen Schritt. Die Grenzen konnten gegen die Einfälle der räuberischen Wüstestämme nicht mehr geschützt werden. Ein Auzorianer genannter Romadenstamm eroberte bereits 366 n. Chr. die Küstenstadt Leptis; sie sind möglicherweise die Vorfahren der heutigen Asger-Tuareg, unter deren Einfluß jetzt noch Teile des Südens und Südwestens von Fessan stehen. Unter solchen Umständen verfielen und verödeten die Siedlungen, Felder, Palmen- und Fruchtgärten, und die Wüste nahm diese Stätten wieder in Besitz, da es nicht mehr genügend Menschen gab, die durch fleißigen Bodenaufbau ihren Angriffen wehren konnten. Auf diese Vorgänge ist der mit den alten Berichten im Widerspruch stehende Wüstencharakter Tripolitaniens zurückzuführen, nicht auf eine Aenderung, d. h. Verschlechterung des Klimas seit dem Altertum.

Nach 440 ergriffen die Vandalen in der Provinz, und sie vereinigten sie mit ihrem Reiche. Nach dessen Vernichtung durch Belisar, 533, wurde sie oströmische Provinz, aber das Innere blieb mit Ausnahme einiger fester Punkte sich selbst überlassen, wie schon zur Vandalenzeit. Im Jahre 647 kamen zum ersten Male die Araber: des Kalifen Oman General Abdallah bedrohte die Stadt Tripolis. 622 erfolgte ein neuer arabischer Angriff; die Ostländer erlagen in der Schlacht bei Saja, und Tripolitaniens wurde eine Provinz des Kalifenreiches. Das Christentum wurde ausgerottet, wenn auch erst nach heftigen Kämpfen mit den damals meist christlichen Vorkämpfern, die sich schließlich unterwarfen, den Islam und arabische Sprache und Sitten annahmen. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts war diese politische und religiöse Umwandlung beendet. So ist Tripolitaniens Bewohnerchaft seit zwölf Jahrhunderten mohammedanisch, aber der Islam sieht besonders bei den Berbern nur an der Oberfläche, und religiöser Fanatismus ist ihnen fremd.

Anfangs zum Kalifat der Abassiden gehörig, stand nach dessen Zerfall Tripolitaniens das 9. Jahrhundert über unter der Herrschaft der Aglabiden von Tunis, dann abwechselnd unter der von anderen Kalifenfamilien. Durch Seeräub in Mittelmeer betätigten sich diese Herrscher nach außen, was zu Konflikten mit den Abendländern führte. Der Normannenkönig Roger von Sizilien eroberte 1146 Tripolis, aber ein Jahrzehnt später ging es wieder an die Mohammedaner verloren. Im 14. Jahrhundert war Tripolitaniens von neuem mit dem benachbarten Seeräuberstaat Tunis vereinigt. 1510 erlitten die Spanier unter Peter von Navarra Tripolis, und die Einwohner wurden in die Sklaverei geschleppt. Karl V. gab ihnen die Erlaubnis zur Rückkehr; sie bauten die Stadt wieder auf, muhleten sie aber unbefestigt lassen, worauf 1530 der Malteserorden mit ihr belehnt wurde. Die Malteserherrschaft dauerte aber nur bis 1551, als sie durch die Türkenherrschaft abgelöst wurde: der türkische Admiral Sinan, ein italienischer Renegat, der als Kind in türkische Gefangenschaft geraten war, eroberte sie. Seitdem, also seit 360 Jahren, ist Tripolitaniens mit Ausnahme des Sudens, dessen Städte und Stämme im allgemeinen unabhängig blieben, teils tatsächlich, teils nominell türkisch gewesen.

Während der arabischen Periode hatten trotz aller Kriege die Handelsbeziehungen zwischen Tripolitaniens und den Christen besonders den italienischen Republiken, niemals aufgehört; in deren Händen lag zeitweise der ganze Handel. Im 15. Jahrhundert hatten die Venezianer gewisse Zollleichterungen, in Tripolis einen Konsul und eine Wareniederlage. Sie beuteten auch Salzminen aus. Außer Salz exportierten sie Wolle, Leder und Del, die Einfuhr umfaßte Eisen, Gold, und Silberwaren. Dieses Verhältnis nahm auch mit dem Beginn der Türkenherrschaft noch nicht völlig sein Ende, aber Tripolis geriet wegen seiner Piraterie immer häufiger mit den seefahrenden Nationen in Konflikt. Dazu kamen häufige Aufstände der Berg- und Wüstestämme. England und Frankreich hatten sich gegen die Seeräuberei durch Verträge zu sichern versucht, aber die wurden von Tripolis nicht selten verlegt. 1655 entsandte Cromwell den Admiral Blake nach Tripolis, um Genugthuung für solche Vertragsverletzungen zu erlangen, und 1663 kam es zu einem neuen Verträge mit England. Auch der wurde wenig beachtet, worauf der Admiral Roxborough die Stadt bombardierte. Aus demselben Grunde vernichtete 1683 der französische Admiral Duquesne zahlreiche Piratenschiffe vor Tripolis.

Im Jahre 1714 vollzog sich in Tripolis ein blutiges Ereignis, das die unumstößliche Herrschaft der Türken für länger als ein Jahrhundert unterbrach. Ein Araberhäuptling namens Hammed Karamanli, der gleichzeitig auch Oberst eines türkischen Reiterregiments war, ließ sämtliche türkische Offiziere und Beamte, über

300, zu einem Festmahl laden und einzeln, wie sie kamen, erdroffeln. Die Truppen hatte er vorher unter einem Vorwande aus der Stadt zu entfernen verstanden. Darauf schickte Karamanli eine Gefandtschaft mit reichen Geschenken — dem Eigentum der Ermordeten — zum Sultan nach Konstantinopel und erwirkte dadurch für sich und seine Familie die Würde eines „Dehs“ (Regenten) für Tripolitanien! Damit war dieses aus einer Provinz ein türkischer Schutzstaat geworden. Die Seeräubereien der Tripolitiner aber hörten nicht auf, und die Strafexpeditionen der europäischen Seemächte wiederholten sich. Daß diese nordafrikanischen Raubstaaten so lange, wenn auch unter gelegentlichen Züchtigungen, ihrem schlimmen Gewerbe nachgehen durften, erklärt sich aus dem Mangel an Solidaritätsgefühl bei den europäischen Regierungen; jede suchte Sonder Vorteile für sich herauszuschlagen. In der Karamanli-Dynastie herrschten Streitigkeiten und Mord. 1793 gelang es einem Abenteurer, namens Ali Bugul, der im Einverständnis mit der türkischen Flottenleitung handelte, die Karamanlis zu vertreiben; mit tunesischer Hilfe aber gewannen sie die Herrschaft bald wieder.

Während der Expedition Bonapartes nach Aegypten war der Deh von Tripolis geheimer Bundesgenosse der Franzosen, und es scheint, daß Bonaparte zeitweise den Gedanken erwo, seinen Rückweg nach Frankreich die nordafrikanische Küste entlang über Tripolis zu nehmen. 1819 unterwarf sich der Deh den Bestimmungen des Nachener Kongresses von 1818, wonach Seeräuberei und Sklavenraub im Mittelmeer aufhören sollten. Davon hatten auch die Kleinen Seestaaten — zu denen damals u. a. Preußen und die Hansestädte zu zählen waren — Vorteile. Inbessenen hatte der Deh nicht mit den Reigungen seiner braven Untertanen gerechnet, die von dem alten, ihnen liebge gewordenen Gewerbe nicht so ohne weiteres lassen mochten. Noch 1826 wurden drei Schiffe, die die päpstliche Flagge führten, gelapert, und es bedurfte des Erscheinens eines französischen Geschwaders, die Herausgabe der Schiffe zu veranlassen.

Auch die Stellung der Karamanlis im eigenen Lande war inzwischen schwach geworden, und die Empörungen hörten nicht auf. 1831 empörte sich der Häuptling des Nomadenstammes der Med Eliman, Abd el-Dschelil, und bemächtigte sich Fessans. Gleichzeitig war ein englisches Geschwader vor Tripolis erschienen, um den Deh Jussuf an die Bezahlung von Schulden an englische Gläubiger zu „mahnen“. In seiner Geldnot ließ Jussuf sich verleiten, die Bewohner der Mischia, der Umgebung von Tripolis, die bisher gegen Leistung von Kriegsdiensten abgabenfrei gewesen waren, zu besteuern. Die machten dagegen sofort Front und belagerten Tripolis. Die Empörung dauerte an, und nun griff die Flotte, von England ermuntert, in die tripolititanischen Wirren ein. Sie sandte 1835 eine Flotte mit 6000 Mann Landungstruppen, ließ alle Karamanlis nach Konstantinopel in die Verbannung führen und erklärte Tripolis wieder zur türkischen Provinz.

Für die Entwicklung der Provinz geschah auch nach diesen Ereignissen nichts. Die türkische Verwaltung begnügte sich damit, von den Oasenbauern soviel Steuern, wie nur irgend möglich zu erpressen; die Nomadenstämme und Bergvölker wußten sich diesem Druck zu entziehen. Die türkische Beamtenerschaft Tripolitaniens bestand zumeist aus Leuten, die sich andertwärts als unfähig erwiesen hatten, oder zur Strafe hierher versetzt worden waren. Mit dem Falle der alten Türkei brach freilich auch für Tripolitaniern eine neue Zeit an, und die Ansätze für eine bessere Zukunft waren auf allen Gebieten erkennbar. Aber nun hat Italien seine Hand auf das Land gelegt. Zum Schluß mag darauf verwiesen werden, daß an der Erforschung Tripolitaniens Deutsche in erster Reihe mitgewirkt und hier die für die Kenntnis der Sahara und des Sudans wichtigsten Reisen ihren Ausgang genommen haben. Der Deutsche Hornemann durchzog 1798 Tripolitaniern von Siwah nach Murfuf, um dann als erster Forscher die Sahara zu durchkreuzen. Barth durchwanderte das Land auf drei verschiedenen Wegen, 1846, 1849/50 und 1855. M. v. Beurmann verfolgte 1862 Routen im Südosten, die bis heute nicht wieder begangen worden sind. Einer der besten Kenner Tripolitaniens war Gerhard Rohlfs, der es 1864, 1865, 1869 und zuletzt 1879 durchwandert hat. Eine sehr gründliche Schilderung von Fessan verdanken wir Gustav Nachtigal, der sich 1869 mehrere Monate in Murfuf aufgehalten hat. Man darf wohl sagen, daß auf den eingehenden Beobachtungen dieser und einiger neuerer deutscher Forscher weitans das Meiste beruht, was wir über die geographischen, archäologischen und Völkerverhältnisse des Landes wissen.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Die fünf Kometen. Nachdem das vorige Jahr diesen Ruhm vorweg genommen zu haben schien, entwickelt sich nun doch das Jahr 1911 zu einem echten Kometenjahr und wird vielleicht auch noch Gelegenheit geben, außer durch einen besonders guten Weim auch durch die Erscheinung eines großen Haarsterns eine

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

würdige Hundertjahrfeier des durch beides berühmten Jahres 1811 zu begehen. Im ganzen sind bisher in diesem Jahre sieben Kometen entdeckt worden, von denen jetzt fünf gleichzeitig am Himmel stehen, und von ihnen sind zwei bereits mit bloßem Auge zu sehen. Gegenwärtig bietet der Komet Brooks das interessanteste Schauspiel dar. Er steht im Sternbild des Großen Bären, und da er bei klarem Himmel mit bloßem Auge deutlich als ein Stern zwischen zweiter und dritter Größe sichtbar ist, so hat es den Anschein, als ob der Schwanz des Großen Bären nunmehr aus vier statt aus drei hellen Sternen bestünde. Ein gutes Auge kann ihn freilich an dem Besitz eines Schweifes von den benachbarten Fixsternen deutlich unterscheiden. Der Schweif ist zurzeit gegen Nordosten gerichtet. Professor Nisland tritt nach seinen Größemessungen dafür ein, daß die Helligkeit dieses Kometen nicht stetig zu- und abnimmt, sondern unregelmäßigen Schwankungen unterworfen ist. Die Helligkeit des Kometen nimmt jetzt jedoch stetig zu. Der zweite am nördlichen Himmel stehende Komet hat für die Wissenschaft mehr Interesse als für den Laien. Es ist der am 28. Dezember 1904 von Vorellh in Marzeilles zuerst gefundene Komet, der damals nur die äußerst geringe Helligkeit der zehnten Größenklasse besaß und dann sehr schnell noch weiter an Glanz verlor. Trotzdem wurde damals seine Umlaufzeit auf rund sieben Jahre berechnet und sein Wiederauftreten in diesem Jahre hat bewiesen, daß diese astronomische Leistung ein Meisterstück gewesen ist. Dadurch ist es sichergestellt worden, daß der Komet Vorellh in geschlossener Bahn um die Sonne läuft, und so hat sich die Zahl der bekannten periodischen Kometen von 19 auf 20 erhöht. Dieser Komet war zur Zeit seiner diesjährigen Entdeckung nur von dreizehnter Größe. Jetzt hat seine Helligkeit bis zur siebenten Größe zugenommen. Immerhin ist es unwahrscheinlich, daß wir von ihm eine großartige Entwicklung zu erwarten haben.

Anderes stehen die Dinge um den am 28. September von Belawshy an einer kleinen Sternwarte auf der Halbinsel Krin entdeckten Kometen, der rasch zum Favoriten des Jahres geworden ist. Er bietet noch mehr Aussicht als der Komet Brooks, zu einem wirklichen Naturwunder an unserem Himmel zu werden. Schon am nächsten Tage wurde er in Kopenhagen gesehen, und jetzt liegen bereits Beobachtungen aus mehreren Plätzen vor. Der augenblickliche Platz dieses Kometen ist in der Nähe des bekannten Fixsterns Denebola im Sternbild des Löwen. Es befindet sich aber in rascher Bewegung nach Osten, und man kann darauf rechnen, daß es über eine Woche am Abendhimmel erscheinen wird. Dieser Komet ist schon jetzt mindestens ebenso hell wie der Komet Brooks. Er besitzt einen breiten hellen Schweif von ganz anderem Aussehen als der des Kometen Brooks. Er hat die Form einer Parabel, die den Kopf selbst umhüllt, während bei jenem Gestirn ein Bündel auseinander wachsender Streifen von der Mitte des Kopfes ausstrahlt. Die beiden anderen Kometen, die sich jetzt dem Auge darbieten, sind nur auf der südlichen Halbkugel sichtbar.

Psychologisches.

Experimente mit lateinischer und deutscher Schrift. Zu dem lebhaften Meinungsaustausch über die Vorzüge der lateinischen und deutschen Schrift, der in jüngster Zeit stattfand, steuert Prof. Dr. Groenouw in der „Umschau“ einen interessanten Beitrag bei. Er hat Versuche angestellt, durch die er die Frage beantworten wollte, welche der beiden Schriftarten leichter zu lesen oder zu schreiben ist. Es wurden möglichst verschieden gestaltete Versuchsreihen angeordnet, bei denen zwei verschiedene Romantexte, der eine in Antiqua, der andere in Fraktur gedruckt, vorgelegt wurden. Dabei ergab sich, daß bei einem drei bis fünf Minuten lang dauernden Diktat durchschnittlich in einer Minute 34 deutsche und 39 lateinische Silben geschrieben wurden, mit lateinischer Schrift also 15 Prozent mehr; man kann so mit lateinischer Schrift in sieben Stunden so viel schreiben wie mit deutscher in 8. Die Versuchspersonen beherrschten natürlich beide Schriftarten mit gleicher Gewandtheit; mit einer Ausnahme bedienten sie sich in der Regel der deutschen Schrift. Von den deutsch geschriebenen Diktaten konnte Professor Groenouw in der Minute 341 Silben, von den lateinischen aber 358 Silben, also 5 Prozent mehr, lesen. Ganz so deutlich waren die Unterschiede beim Lesen von Druckschrift nicht. Beim mechanischen Herunterlesen eines Textes wurde unter 9 Doppelversuchen 7 mal Antiqua schneller gelesen, und zwar 9—50 Silben in der Minute mehr, während aber auch bei zwei Versuchen der deutsche Druck rascher gelesen wurde, und zwar 17—39 Silben in der Minute mehr. Beim lauten Vorlesen ergaben sich durchschnittlich 344 Silben von der deutschen Druckschrift gegenüber 365 von der lateinischen in einer Minute. Im allgemeinen ist die lateinische Schrift also auch hinsichtlich ihrer Lesbarkeit der deutschen etwas, wenn auch nur wenig überlegen. Daß sie schneller zu schreiben ist, beruht darauf, daß sie weniger Federzüge erfordert als die andere, das kleine deutsche a z. B. 6 gegenüber nur 2 beim lateinischen. Groenouw konnte 82 deutsche e und 120 lateinische in einer Minute schreiben. Daß die lateinische Druckschrift von den meisten Personen etwas schneller gelesen wird als die deutsche, wird auf eine Reihe von Gründen zurückgeführt, vor allem darauf, daß einzelne deutsche Buchstaben, namentlich große, trotz ihrer Kompliziertheit sich nur wenig von einander unterscheiden und zum Erkennen daher etwas längere Zeit beanspruchen.